

OMAR NASIRI
Mein Leben bei al-Qaida

Buch

Im Auftrag des französischen Geheimdienstes schlägt der gebürtige Marokkaner Omar Nasiri den Weg ein, den später auch Mohammed Atta und andere Attentäter des 11. September nehmen: Er macht eine Ausbildung in den afghanischen Trainingslagern eines Terrornetzwerks, das unter dem Namen al-Qaida bekannt wird. Bis zur Schmerzgrenze und zu völliger Erschöpfung werden dort die jungen Kämpfer täglich gedrillt. Die Abende sind gefüllt mit religiöser Unterweisung. Seine Lehrer sind Weggefährten Osama Bin Ladens. Nach einem Jahr kehrt er zurück nach Europa, wo er in der hochaktiven Londoner Islamistszene sein gefährliches Doppelleben fortführt. Nasiri erzählt sein Leben, von den Anfängen bei einer islamistischen Zelle in Belgien, über seine Spionagetätigkeit in Afghanistan und London bis zu seinem Ausstieg – aus Enttäuschung über den deutschen Geheimdienst, für den er zuletzt gearbeitet hat. Der Bericht von al-Qaida-Rekrut und Undercover-Agent Nasiri gibt nicht nur einen einzigartigen Einblick in die Welt al-Qaidas, er wirft auch ein spannendes Schlaglicht auf den Kampf der Geheimdienste gegen den Terror.

Autor

„Mein richtiger Name ist nicht Omar Nasiri. Jedenfalls ist das nicht der Name, den mir meine Eltern gegeben haben. Es ist der Name, den ich benutze, um dieses Buch zu schreiben, doch es ist nur einer in einer langen Liste von Namen, die ich im Lauf meines Lebens benutzt habe. Oder vielleicht sollte ich sagen: im Lauf meiner Leben – als Sohn, als Bruder, als Schüler, als Waffenschmuggler, als Mudschahid, als Geheimagent, als Zivillist, als Ehemann und jetzt als Autor.“

„Omar Nasiri“ ist ein Pseudonym. Nasiri wurde in Marokko geboren und wuchs in Europa auf. Er lebt gegenwärtig mit seiner Frau in Deutschland.

Omar Nasiri

Mein Leben
bei al-Qaida

Die Geschichte
eines Spions

Mit einem Nachwort
von Gordon Corera

Aus dem Englischen
von Michael Bayer und Werner Roller

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
„Inside the Jihad. My Life With Al Qaeda. A Spy's Story“
bei Basic Books, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier

1. Auflage

Taschenbuchausgabe November 2007
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © der Originalausgabe 2006 by Omar Nasiri
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006
by Deutsche Verlags-Anstalt, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
In Kooperation mit dem SPIEGEL-Buchverlag, Hamburg
Umschlaggestaltung: Design Team München
in Anlehnung an die Umschlaggestaltung der Deutschen Erstausgabe
von Stefan Kiefer, DER SPIEGEL und Berndt & Fischer, Berlin
KF · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-12982-9

www.goldmann-verlag.de

Inhalt

Prolog 7

Brüssel 11

Omar 14 Buck Danny 15 Édouard 19 Marokko 24 Hakim 31 Belgien 39
Laurent 44 Geschosse 49 Uzi 54 Tarek 61 Das Konsulat 67 Gilles 71
Fotos 79 Air-France-Flug 8969 88 Semtex 93 Der Audi 99 Tanger 111
Kino 120 Thierry 127 Fieber 134 Eid al-Fitr 137 Auf zu neuen
Abenteuern 146 Dolmabahçe 149

Afghanistan 159

Pakistan 162 Tabligh 170 Abu Anas 180 Peschawar 185 Ibn Sheikh 189
Das Verhör 192 Chemikalien 196 Gaslicht 199 Grenzland 204 Khaldan 209
Abu Hamam 215 Abu Suhail 220 Abend 227 Jumu'ah 232
Abdul Kerim 238 Abu Bakr 245 Sprengstoffe 252 Taktik 258 Der Emir 265
Tadschikistan 270 Araber 274 Tschetschenien 281 Nachtwache 287
Spion 292 Taschenlampe 296 Taliban 302 Krankenstation 307 Osama 314
Khyber-Pass 319 Derunta 325 Angeln 329 Abu Dschihad 332 Sarobi 337
Afghani, Afghani 341 Assad Allah 345 Senfgas 349 Abu Khabab 352
Psychologische Kriegführung 359 Propaganda 364 Das Land des Dschihad
ist groß 368 Über die Grenze 373 Geisterstadt 378

Londonistan 385

Galatabrücke 389 Wiedersehen 395 Paris 400 London 404 Daniel 408
Abu Qatada 413 Four Feathers 416 Geld 419 Nachricht 422
Abu Hamza 426 Dicker Fisch 429 Übernahme 433 Der geistige Führer 436
Fatima 439 Notizbuch 444 Jemen 447 Veränderungen 452 Afghanistan 454
GIA 458 Weltmeisterschaft 461 Amin 463 Afrika 466

Deutschland 473

Dakar 474 Deutschland 480 Das Leben danach 489

Dank 495 Glossar 497 Nachwort 511 Register 539



PROLOG

Von den Anschlägen am 11. September 2001 erfuhr ich durch das Radio. Ich war mit dem Auto unterwegs, um meine Frau von der Arbeit abzuholen. Die Reporter dachten, ein Flugzeug habe das Gebäude versehentlich gerammt. Meine Frau stieg ins Auto. Auch sie glaubte, die Kollision sei ein Unfall gewesen.

Ich wusste, dass es kein Unfall war. Ich wusste es, bevor das zweite Flugzeug einschlug. Und ich wusste, wer das getan hatte.

Als wir nach Hause kamen, schaltete ich CNN ein. Inzwischen brannten beide Türme des World Trade Centers. Schreiende Menschen liefen durch die Straßen.

In dieser Situation tat ich das Einzige, was mir zu tun blieb: Ich griff zum Telefon, um meinen Kontaktmann beim deutschen Geheimdienst anzurufen. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich eineinhalb Jahre lang nicht mehr mit diesem Mann gesprochen, und ich hasste ihn. Doch jetzt starben Tausende von Menschen, und mir blieb keine Wahl.

Er meldete sich schon nach dem ersten Rufton. Als ich meinen Namen nannte, klang er überrascht.

„Ich möchte meine Hilfe anbieten“, sagte ich.

„Wissen Sie, wer das getan hat? Kennen Sie einen der Flugzeugentführer?“

„Nein“, antwortete ich, „aber ich weiß, wer dahintersteckt. Ich weiß, warum sie es getan haben. Ich weiß, wer diese Leute sind, und ich kenne ihre Denkweise.“

Ich wusste über all dies Bescheid, weil ich al-Qaida kannte. In Belgien hatte ich mit al-Qaida-Mitgliedern zusammengewohnt, auch wenn es diesen Namen damals noch gar nicht gab. In Bel-

gien kaufte ich Gewehre für sie, die sie dann in alle Welt verschifften. Ich transportierte für sie Sprengstoff nach Afrika, der dann im schmutzigen Bürgerkrieg in Algerien eingesetzt wurde. Ich versandte ihre Rundbriefe. Ich kannte die führenden Leute der Gruppe in Europa. Einer von ihnen organisierte die tödlichen Anschläge auf die Pariser Metro im Jahr 1995. Andere Mitglieder waren in eine tödliche Flugzeugentführung verwickelt. Diese Männer lebten in meinem Haus.

Später ging ich nach Afghanistan, wo ich mit al-Qaida-Leuten im selben Raum aß, schlief und betete. Ich kam diesen Menschen so nahe, wie es nur möglich war. Ich teilte ihre Wut und ihren Schmerz, ich teilte meine Waffen und meinen Schweiß mit ihnen. Ich war bereit, mein Blut für sie zu vergießen, und mehr als einmal setzte ich mein Leben für sie ein. Sie waren meine Brüder, und mit Freuden hätte ich ihnen alles gegeben, was ich besaß.

Im Umgang mit diesen Menschen wurde ich zum Mudschahid. Ich erlernte den Umgang mit nahezu jedem Waffentyp, den es auf diesem Planeten gibt, von der Kalaschnikow bis zur Flugabwehrrakete. Ich lernte, wie man einen Panzer fährt, und auch, wie man einen in die Luft jagt. Ich lernte, wie man ein Minenfeld anlegt und wie man eine Handgranate so wirft, dass sie den größtmöglichen Schaden anrichtet. Ich lernte, wie man den Häuserkampf in Städten führt, wie man Mordanschläge und Entführungen organisiert und wie man der Folter widersteht. Ich lernte, wie man aus den einfachsten Substanzen tödliche Bomben herstellt – auch aus Kaffeepulver oder Vaseline. Ich lernte, wie man einen Menschen mit bloßen Händen tötet.

Mein Lehrer im Umgang mit Schusswaffen, im Studium des Korans und bei der Analyse von Fragen der Weltpolitik war Ibn al-Sheikh al-Libi, der Osama Bin Ladens Ausbildungslager leitete und später die CIA mit Lügengeschichten über Bin Ladens angebliche Verbindungen zu Saddam Hussein versorgte. Ich lernte Abu Khabab al-Masri kennen, Bin Ladens führenden Sprengstoffexperten. Er wollte mich für einen Bombenanschlag

auf eine Botschaft anwerben. Ich traf auch Abu Zubayda, den obersten Werber von al-Qaida. Er schickte mich als „Schläfer“ zurück nach Europa, wo ich Fachwissen für künftige Sprengstoffanschläge sammeln sollte.

Doch keiner dieser Männer kannte die Wahrheit: dass ich mich letztlich gegen sie und die Ermordung unschuldiger Menschen entschieden hatte. Ich war ein Spion. Ich war als Agent der DGSE (*Direction Générale de la Sécurité Extérieure*) – des für die Gegenspionage zuständigen französischen Auslandsgeheimdienstes – in die Ausbildungslager eingeschleust worden. Nach meiner Rückkehr aus Afghanistan nach Europa arbeitete ich weiterhin für die DGSE, ebenso wie für den MI5, während Abu Zubayda nach wie vor glaubte, ich arbeitete für ihn. Im Auftrag dieser Dienste fand ich Zugang zu den Londoner Moscheen der radikalen Prediger Abu Qatada und Abu Hamza. Für Abu Zubayda übermittelte ich Nachrichten und schickte sogar Geld zur Unterstützung des Dschihad nach Pakistan – Geld, das mir britische Geheimdienstmitarbeiter gegeben hatten.

Auf meinem Weg lernte ich Hunderte von Männern kennen, die den Flugzeugentführern vom 11. September glichen. Es waren Männer, die keine Heimat mehr hatten. Männer, die im Westen verhöhnt wurden, weil sie keine Weißen und keine Christen waren, und die zu Hause verhöhnt wurden, weil sie nicht mehr wie Muslime gekleidet waren und sprachen. Ihre Wut war das Einzige, was sie gemeinsam hatten, und sie war auch das Einzige, das sie mit ihrem Glauben, ihrer Familie, ja mit dieser Welt verband.

Ich verstand all dies, weil ich einer dieser Männer war.

„Wissen Sie, wer das getan hat? Kennen Sie einen der Flugzeugentführer?“

„Nein. Aber ich weiß, wer dahintersteckt. Ich weiß, warum sie es getan haben. Ich weiß, wer diese Leute sind, und ich kenne ihre Denkweise.“ Ich machte eine kurze Pause. „Ich will helfen.“

Es folgte ein kurzer Augenblick des Schweigens am anderen Ende der Leitung, dann fiel ein einziger Satz.

„Ich rufe zurück, wenn wir Sie brauchen.“

Dann wurde die Verbindung unterbrochen. Ich hörte nie wieder etwas von ihm.

BRÜSSEL

HANDELNDE PERSONEN

<i>Hakim</i>	Omars ältester Bruder
<i>Rochdi</i>	Omars jüngerer Bruder
<i>Édouard</i>	Omars Pflegevater in Belgien
<i>Adil</i>	Omars jüngster Bruder
<i>Nabil</i>	Omars jüngerer Bruder; lebt mit Omars Mutter und Hakim in Brüssel
<i>Amin</i>	Hakims Freund und häufiger Gast von Omars Familie in Brüssel
<i>Yasin</i>	Hakims Freund; ein weiterer häufiger Gast
<i>Tarek</i>	Freund von Hakim, Yasin und Amin; Redakteur von <i>al-Ansar</i>
<i>Kamal</i>	Tareks Übersetzer bei <i>al-Ansar</i>
<i>Laurent</i>	Omars Waffenlieferant
<i>Gilles</i>	Beamter der DGSE; Omars Vorgesetzter
<i>Jamal</i>	Fährt mit Omar nach Spanien
<i>Thierry</i>	Gilles' Kontaktmann beim belgischen Geheimdienst

ZEITLEISTE

24. *Dezember 1979* Sowjetische Truppen marschieren in Afghanistan ein, Beginn des sowjetisch-afghanischen Krieges
15. *Februar 1989* Die UdSSR gibt den vollständigen Rückzug ihrer Truppen aus Afghanistan bekannt
- Januar 1992* In Algerien beginnt ein Bürgerkrieg, nachdem die Militärregierung die Ergebnisse der demokratischen Parlamentswahlen vom 26. Dezember 1991 annulliert hat
- Frühjahr 1992* Beginn des Krieges in Bosnien-Herzegowina (genauer Zeitpunkt umstritten)
11. *Dezember 1994* Russische Truppen dringen in Tschetschenien ein, um die Sezession der Teilrepublik von Russland zu verhindern
24. *Dezember 1994* Entführung des Air-France-Fluges 8969 in Algier
26. *Dezember 1994* Eine Antiterror-Eliteeinheit der französischen Polizei stürmt das Flugzeug auf der Landebahn in Marseille und beendet die Entführung
30. *Januar 1995* Eine Autobombe explodiert vor einer Polizeiwache in Algier; 42 Tote, 286 Verletzte
2. *März 1995* Die belgische Polizei versucht mit einer Serie von Razzien im ganzen Land ein Netzwerk der europäischen GIA zu zerschlagen

OMAR

Ich heiße Omar Nasiri und bin Marokkaner. Ich wurde 1967 geboren. Ich bin Muslim. Doch leider muss ich zugeben: Fast nichts davon ist wahr.

Mein richtiger Name ist nicht Omar Nasiri. Jedenfalls ist das nicht der Name, den mir meine Eltern gegeben haben. Es ist der Name, den ich benutze, um dieses Buch zu schreiben, doch es ist nur einer auf einer langen Liste von Namen, die ich im Lauf meines Lebens benutzt habe. Oder vielleicht sollte ich sagen: im Lauf *meiner Leben* – als Sohn, als Bruder, als Student, als Wafenschmuggler, als Mudschahid, als Geheimagent, als Zivilist, als Ehemann und jetzt als Autor.

Mein Geburtsjahr ist nicht 1967. Ich muss meine wahre Identität verbergen, weil einige meiner Familienangehörigen nach wie vor in Marokko leben und ihr Leben in Gefahr wäre, wenn meine Identität bekannt würde. Was ich hier mitteile, ist dennoch nahe genug an den Tatsachen: Ich wurde in den sechziger Jahren geboren.

Ich bin Marokkaner, aber auch das ist eine komplizierte Angelegenheit. Natürlich sind meine Eltern Marokkaner, und ich habe viele Jahre meines Lebens in diesem Land verbracht. Ich liebe die Landschaft und die Menschen, das breite, weiße Lächeln der Kinder und die Gerüche der Lebensmittel. Ich liebe die Frauen in ihren rosafarbenen und grünen Seidengewändern. Marokko ist in meinem Herzen. Obwohl ich die ganze Welt bereist habe, ist es immer noch das allerschönste Land für mich. Es fehlt mir über alle Maßen, aber ich weiß, dass ich niemals dorthin zurückkehren kann.

Mein Herz ist in Marokko, aber mein Kopf ist in Europa, wo ich zur Schule ging, wo ich aufgewachsen bin, wo ich den größten Teil meines Lebens verbracht habe. Ich lese *Le Monde*, *Die Zeit*, Bücher aus Amerika und England. Mein Bewusstsein ist

vom Westen geprägt worden, von seinen Denkmustern, von seinem umtriebigen, arroganten, erregenden Individualismus.

Ich bin nirgendwo zu Hause, weil ich zugleich Nordafrikaner und Europäer bin. Als ich im Teenageralter nach Marokko zurückkehrte, war mein Arabisch schlecht, und die anderen Kinder verspotteten mich als Europäer und Ausländer. Bei meinem letzten Besuch, der über ein Jahrzehnt zurückliegt, war ich als Außenstehender unterwegs, als Besucher aus dem Ausland. Auf dem Deck der Fähre trank ich Whisky, rauchte Zigaretten und warf ein Auge auf die jungen Frauen. Aber auch in Europa bin ich nicht zu Hause. Ich lebe jetzt seit sechs Jahren mit meiner Frau in Deutschland und habe in vielen Berufen gearbeitet. Aber ich besitze nicht die Staatsbürgerschaft des Landes, werde in den Behördenakten als Flüchtling geführt und wie jeder andere arabische „Gastarbeiter“ behandelt.

Deshalb trifft vielleicht nur eine dieser Aussagen uneingeschränkt zu: Ich bin Muslim.

BUCK DANNY

Im Alter von acht Jahren ging das Leben, das ich mir als kleiner Junge erträumt hatte, zu Ende. Im Kinderzimmer saß ich am Tisch und bastelte an einem Flugzeugmodell. Mein ältester Bruder Hakim lieferte sich auf dem Stockbett nebenan mit Rochdi, einem meiner jüngeren Brüder, einen Ringkampf. Das ärgerte mich, weil ich mich auf meine Arbeit zu konzentrieren versuchte. Ich machte eine Pause und ging ins Badezimmer, um ein Q-tip zu holen. Als ich ins Kinderzimmer zurückkam, war der Ringkampf immer noch im Gang, und ich setzte mich auf den Boden, um meine Ohren zu reinigen. Wenige Augenblicke später fielen meine Brüder aus dem Bett und landeten auf mir.

Ich spürte, wie das Stäbchen mein Trommelfell durchbohrte, und ein brennender Schmerz durchdrang meinen ganzen Kör-

per. Ich fiel beinahe in Ohnmacht und hörte mein eigenes Schreien. Als sich meine Brüder von mir herunterwälzten, sah ich, dass ich über und über mit Blut beschmiert war. Ich war von Blut umgeben.

Das hätte einfach nur ein unbedeutender Unfall sein können – eine Balgerei unter Jungen, wie sie nun einmal üblich ist. Doch es war sehr viel mehr als das. Dieser Vorfall veränderte mein Leben für immer, und er nahm mir das, was mir am allerwichtigsten war. Davon habe ich mich niemals wirklich erholt.

Aber ich will ganz von vorne anfangen. Ich wurde in eine große Familie hineingeboren: sechs Jungen, drei Mädchen. Ich war der zweitälteste Sohn.

Als Kind war ich voller Energie. Manchmal hatte ich zu viel Energie. Ich gab meinen Eltern freche Antworten. Mit meinen Brüdern trug ich, wie alle anderen Jungen auch, regelmäßig Kämpfe aus. Meistens kämpfte ich mit Hakim, der älter und größer als ich war und mir meine Grenzen aufzuzeigen versuchte. Aber ich setzte mich stets zur Wehr.

Ich war übermütig und hatte überall meine Finger im Spiel. Ich stahl Butter aus dem Kühlschrank – ich liebte den Geschmack von Butter –, kletterte auf Bäume und aß dort meine Beute auf. Eines Tages naschte ich so viel Butter, dass ich im Krankenhaus landete, wo mir meine Mutter das Versprechen abnahm, so etwas nie wieder zu tun. Natürlich brach ich dieses Versprechen, und als meine Mutter dahinterkam, wurde sie so wütend, dass sie mir zur Strafe mit einem heißen Löffel die Hand verbrannte. Selbst das hielt mich nicht lange vom Naschen ab.

Mein Vater ging nach Belgien, als ich drei Jahre alt war. Er fand in Brüssel eine Arbeitsstelle und ließ uns alle bei unserer Mutter in Marokko zurück. Nach zwei Jahren folgten wir ihm. Kurz nach unserer Ankunft ließ unsere Mutter uns alle vom Arzt un-

tersuchen. Gesundheitsfürsorge ist in Marokko sehr teuer, und einen Arzt bekamen wir dort nur bei einem Notfall zu Gesicht. In Belgien ist die Gesundheitsfürsorge kostenlos, und deshalb gingen wir alle auf einmal hin. Bei dieser Gelegenheit erfuhren meine Eltern, dass ich an Tuberkulose litt.

Wegen dieser Krankheit konnte ich nicht mehr bei meiner Familie in der Stadt leben. Stattdessen wurde ich aufs Land gebracht, in ein Sanatorium, das etwa 70 Kilometer von Brüssel entfernt war. Von einem Tag auf den anderen fand ich mich – als Nordafrikaner, der in der Tradition des Korans erzogen worden war – in einer katholischen Schule wieder, deren Lehrpersonal aus Nonnen bestand. Wir waren etwa zweihundert Kinder dort, alle anderen waren weiße Europäer. Ich war der einzige Araber.

Mir war ebenso wie allen anderen dort klar, dass ich anders war. Niemand war auf irgendeine Art grausam zu mir. Die anderen Kinder spielten mit mir, und ich spielte mit ihnen. Manchmal hänselten sie mich ein bisschen, wie das Kinder eben tun, aber ich gab es ihnen jedes Mal zurück. Das war nichts Besonderes.

Aber an Sonntagen war alles anders. Am Sonntag gingen wir gemeinsam zur Kirche, und die Gottesdienste waren für mich etwas unglaublich Seltsames. Die Gebete, die heilige Kommunion, der Weihrauch – das alles war so ganz anders als der Ablauf in den Moscheen, die ich während des Sommers oder bei meinen Besuchen zu Hause in den Ferien aufsuchte. Und es gab hier auch Musik – einen Mann, der Gitarre spielte. Im Islam gibt es im Haus Gottes keine Musik. Ich war mit der Vorstellung aufgewachsen, dass so etwas ein großes Sakrileg ist. Meistens empfand ich diese Musik einfach nur als komisch, manchmal lachte ich ganz offen darüber. Dieses Benehmen machte wohl einige der anderen Kinder nervös.

Meine Familie sah ich in jenen Jahren nicht sehr oft. Im Sommer reisten wir alle gemeinsam nach Marokko, und ab und zu kam ich auf ein langes Wochenende oder in den Ferien nach Brüssel. Nur selten, vielleicht zwei- oder dreimal im Jahr, kamen

meine Eltern mich besuchen und blieben dann einige Stunden. Aber mein eigentliches Leben spielte sich im Sanatorium ab.

In jener Zeit entwickelte sich meine Vorliebe für Flugzeuge. Mein Vater hatte einen Freund, der für eine Fluggesellschaft arbeitete, und dieser Mann erzählte mir manchmal von Flugzeugen und schenkte mir Bausätze für Modellflugzeuge. Bei meinen Familienbesuchen in Brüssel ging ich immer wieder ins Armeemuseum im Cinquantenaire-Park. Dort gab es eine riesige Halle, in der Flugzeuge aus dem Zweiten Weltkrieg ausgestellt waren, und ich verbrachte viele Stunden mit der Betrachtung sämtlicher Details. Ich war unglaublich neugierig. Bei unseren Flügen zwischen Marokko und Belgien drängte ich stets ins Cockpit und bat die Piloten, mir die Instrumente zu erklären.

Der größte Teil meines Wissens über Flugzeuge stammte jedoch von Buck Danny. Buck Danny war der Held eines belgischen Comicstrips, und ich las jedes Buck-Danny-Album von vorn bis hinten durch. Buck war groß, athletisch, blond, sah gut aus, und er war ein tapferer Pilot, der für Amerika kämpfte und mit seinen Freunden Jerry Tumbler und Sonny Tuckson alle Arten von gefährlichen Einsätzen flog. Die Comics waren sehr realistisch gestaltet, ich lernte die Namen sämtlicher Flugzeuge und erfuhr eine Menge darüber, wie man sie flog. Ich las sämtliche Alben immer wieder durch, und nachts im Bett träumte ich davon, Jagdflieger zu werden, wie Buck Danny. Das wünschte ich mir mehr als alles andere.

Dann wurde mein Ohr zerstört. Die Ärzte in Belgien versuchten es wieder in Ordnung zu bringen – ich wurde dreimal operiert –, aber sie konnten mir nicht helfen. Auf dem linken Ohr bin ich heute noch nahezu vollständig taub. Ich wusste, dass ich niemals zur Armee gehen und niemals am Steuerknüppel eines Flugzeugs sitzen könnte. Ich hatte kein Ziel mehr, für das ich lebte. Ich hatte alles verloren, was mir wichtig war.

Jeder Junge hegt einen Traum. Er will Feuerwehrmann werden oder Astronaut oder Präsident, irgendetwas Großartiges. Natürlich werden sich die allermeisten Jungen niemals ihren Kindheitstraum erfüllen, aber das ist nicht weiter wichtig. Ein Junge wächst heran und wird schließlich zum Mann, und dabei verabschiedet er sich nach und nach von seinem Traum, der ihm vielleicht als wehmütige Erinnerung erhalten bleibt. Wenn dieser Traum jedoch in einem sehr jungen Alter zerstört wird, dann zerbricht der Junge – oder er wird darüber stärker. Er wird stark, weil er nichts mehr zu verlieren hat. Er wird sich von seiner Zukunft verabschieden.

Ein Junge ohne einen Traum ist gefährlich.

ÉDOUARD

„Hallo, ich heiße Sonny Tuckson. Ich bin ein Freund von Buck Danny.“

Es war Spätfrühling, und ich zog aus meinem Schlafsaal im Sanatorium aus. Ich war zehn Jahre alt, und es war Zeit für einen Schulwechsel. Ich würde in derselben Stadt leben, aber jetzt bei Pflegeeltern unterkommen.

Das wusste ich zwar alles, aber auf die Begegnung mit Édouard war ich nicht vorbereitet. Ich stand vor dem Schlafsaal, als er mit einem gelben Volvo vorfuhr. Er sprang aus dem Wagen und kam auf mich zu. Er war ein großer Mann, stattlich und athletisch gebaut. Er hatte eine scharf geschnittene, sehr gallische Nase, und sein schwarzes Haar wurde bereits grau. Er nahm meine Tasche, verstaute sie im Kofferraum und stellte sich als Sonny Tuckson vor. Diesen Augenblick werde ich niemals vergessen. Heute weiß ich natürlich, dass er meine Akte gelesen hatte und um meine Begeisterung für Buck Danny und für Flugzeuge wusste. Doch damals war das ein magischer Augenblick für mich – ein Erwachsener, der ein Teil meiner Welt war. Ich war hingerissen.

Fünf Jahre lang wohnte ich bei Édouard in einem Schloss auf dem Land. Er war etwa vierzig Jahre alt und lebte mit seinen Eltern und seinem Bruder auf einem weitläufigen alten Landsitz. Meine Pflegefamilie stammte aus der Schweiz. Schließlich erfuhr ich, dass Édouard viele Jahre lang im öffentlichen Dienst gearbeitet, seine Arbeitsstelle aber aufgegeben hatte und jetzt Geld vom Staat bezog, weil er Pflegekinder bei sich aufnahm und dafür sorgte, dass sie ihre Schulausbildung auch abschlossen. Stets lebten um die fünfundzwanzig Pflegekinder im Haus.

Édouard war sehr engagiert. Er lebte sehr bewusst und wollte, dass wir alle im Leben Erfolg hatten, und wenn wir scheiterten, ging ihm das sehr viel näher als uns selbst. Er war immer sehr ehrlich zu uns und lehrte uns, ebenfalls ehrlich zu sein.

Im Lauf der Jahre verbrachte ich mehr und mehr Zeit für mich alleine. Als ich bei Édouard einzog, spielte ich nicht mehr sehr viel mit anderen Kindern. Ich beschäftigte mich gern alleine. Ich lernte Klavier spielen und war oft im Pool hinter dem Schloss zu finden, in dem ich ganz für mich schwamm. Ich liebte das Schwimmen, im Wasser fühlte ich mich so frei. Mein Körper war leicht, und ich konnte alles mit ihm anfangen: Salti schlagen, tauchen, mich in jede Richtung bewegen. Nichts konnte mich aufhalten.

Ich verbrachte auch viel Zeit vor dem Fernseher. Im Salon stand ein Fernsehgerät, und nach den Unterrichtsstunden saß ich oft alleine dort und sah stundenlang fern. Spielfilme hatten es mir besonders angetan. Ich sah Hunderte von Filmen über den Zweiten Weltkrieg, darunter *Tora! Tora! Tora!*, *Schlacht um Midway*, *Dreißig Sekunden über Tokio*. Wie versteinert saß ich vor diesen Filmen. Ich wusste, dass ich niemals Pilot werden konnte, und dennoch – oder vielleicht gerade deswegen – waren diese Filme ein unglaublich intensives Erlebnis. Ich stellte mir vor, ich sei ein amerikanischer Kampfpilot über dem Pazifik. Meine Phantasie war so lebhaft, dass ich unmittelbar kör-

perlich empfand, dass ich, über die Wellen fliegend, einer von ihnen war.

Ich hasste die Deutschen und die Japaner, weil sie meine Feinde waren. Ich sah Hunderte von Filmen und Dokumentarberichten über die Konzentrationslager, und diese Beiträge hatten eine schreckliche, fürchterliche Wirkung auf mich. Hitler, die Konzentrationslager, unzählige Leichenberge – das war das Böse schlechthin.

Die Japaner waren anders. Die Kamikazeflieger faszinierten mich, die Bilder von ihrem gezielten Absturz auf amerikanische Flugzeugträger, die explodierenden Feuerbälle. Natürlich waren sie der Feind, aber zugleich bewunderte und verstand ich sie. Mit einer sehr viel stärkeren Macht konfrontiert, taten sie das Einzige, was sie zur Rettung ihres Heimatlandes und ihrer Ehre tun konnten.

Ich mochte auch Sciencefiction. Ich liebte den *Krieg der Welten* und war süchtig nach *Raumschiff Enterprise*. Zu Hause in Brüssel hatten wir keinen Fernseher, also ging ich, wenn ich in den Ferien dort war, abends aus dem Haus und sah mir *Raumschiff Enterprise* in den Schaufenstern der Elektrogeschäfte an.

Es dauerte nicht lang, und ich sah mich in der Rolle eines Außerirdischen. Manchmal hörte ich einen Klang in meinem Ohr und stellte mir vor, es sei eine Botschaft aus dem Welt- raum. Wenn die anderen Jungen Fußball spielten, ging ich oft alleine zu einem der leeren Spielfelder. Ich streckte die Arme hoch in die Luft, schloss die Augen und stellte mir vor, wie mich eine große Kraft in den Weltraum saugte.

Édouard warf ein Auge auf mich, und das geschah vielleicht, weil ich auffiel. Er war freundlich zu mir; wenn ich für mich alleine dasaß, kam er oft und setzte sich neben mich. Ich begeisterte mich für alle möglichen wissenschaftlichen Themen, und er verbrachte viele Stunden damit, mir von den Sternen, von Energie und Atomkraft zu erzählen. Ich war von ihm so angetan.

Er war der erste Mensch, der sich überhaupt für mich interessierte, der mir etwas beizubringen versuchte. Und ich wollte etwas lernen, weil ich wusste, dass ihm das gefallen würde.

Doch am allerwichtigsten war mir, etwas über Schusswaffen zu erfahren. Seit dem Tag meiner Ankunft wusste ich, dass es im Schloss welche gab. Ich wusste das, weil ich abends hören konnte, wie die Waffen abgefeuert wurden – im Kellergeschoss gab es einen Schießstand, der nicht schalldicht war.

Eines Nachmittags traf Édouard mich alleine an und bat mich, ihm zu folgen. Wir gingen in den Keller. Ich traute meinen Augen nicht: Er besaß alle möglichen Arten von Schusswaffen, Pistolen, Gewehre, alles, was man sich nur vorstellen konnte. Er führte mich herum, erklärte mir den Namen jeder einzelnen Waffe und ihren Verwendungszweck: eine 44er Magnum, eine 45er Smith & Wesson, ein 22er Gewehr, einen 44er Marlin-Karabiner, und so ging es weiter. Sofort war ich von diesem Arsenal völlig hingerissen.

Im Lauf der kommenden Monate und schließlich Jahre erklärte mir Édouard den Gebrauch jeder einzelnen Waffe. Er brachte das auch anderen Kindern bei, aber mein Interesse war am größten. Auf diese Weise wurden unsere Treffen zu etwas ganz Besonderem, zu einer gemeinsamen Unternehmung von Édouard und mir. Er nahm mich regelmäßig in den Keller mit oder hinaus auf ein Feld, und dort schossen wir auf Ziele. Der Rückstoß mancher Waffen war so stark, dass es mich nach dem Abdrücken von den Beinen riss, und dann lachte er. Mir gefiel die Disziplin, die der Umgang mit Waffen erforderte, und es gefiel mir, dass ich sie immer besser zu beherrschen lernte. Dass Édouard mich lobte, tat mir gut.

Während meiner Zeit mit Édouard lernte ich auch, wie man Kugeln herstellte. Munition ist sehr teuer, und wir verbrauchten eine Menge davon. Deshalb sammelten wir nach jedem Zielschießen die Geschosshülsen wieder ein und bewahrten sie zur Wiederverwendung auf. Wir sammelten jedes Stückchen Blei ein, das wir in die Finger bekamen, zum Beispiel Radkappen